

Buchbesprechung: Signe Hammer

*Ich konnte es nicht ertragen,
meine Mutter auf der
Straße zu begleiten.
Es kam mir so vor, als bliebe
mir nichts übrig, als zu
werden wie sie.“
(Ellen, S. 129)*

Töchter und Mütter

In Chantal Akermans Film „Letters from Home“ liest zu den wechselnden Bildern der Stadt New York eine Frauenstimme Briefe der Mutter an die Tochter, die als Filmemacherin in die USA gegangen ist. Diese Mutter sorgt sich unaufhörlich, bindet das eigene Wohlergehen an das der Tochter („wenn es dir nur gut geht, dann will ich nicht klagen“), fragt nach deren Rückkehr, fordert Briefe von der Tochter, und wenn diese für einige Zeit ausbleiben, steigern sich Sorge und Bitte um Antwort ins Dramatische. Da die Antwortbriefe der Tochter fehlen, wird die Zuschauerin gezwungen, selbst auf die Briefe der Mutter zu reagieren.

Wenn sie nur endlich aufhören würde, habe ich gedacht und die Augen zur Decke verdreht. Diese Penetranz von Anforderungen, ständigem Zwang zur Berichterstattung über das ureigene Leben und dazu noch die schuldbewußtmachende Hintanstellung der eigenen Person! Ich glaube, die Briefe fast aller Mütter der Welt an ihre Töchter haben diesen Tonfall, und gerade die bescheidene Selbstaufgabe, mit der die Forderungen gekoppelt sind, macht es so schwierig, sich dagegen zu wehren.

Lange Zeit lebte das Mutter-Tochter-Verhältnis von der scheinbar bruchlosen Weitergabe traditionellen Verhaltens der Mutter an die Tochter. Mutter und Tochter – das galt als unbefragte Symbiose, aus der die Tochter sich nur durch Hei-

rat lösen konnte, um sie gleich mit dem Mann fortzusetzen. (Wenn sie nicht heiratete, blieb sie oft lebenslang bei der Mutter oder verheirateten Geschwistern.)

Was aber, wenn die Tochter – oder die Mutter – diese Schicksalsreihe aufkündigt?

Leider ist Signe Hammers Buch nur eine oberflächliche Bestandsaufnahme der Beziehung zwischen Mutter und Tochter, ein Beispiel auch dafür, wie die ausführlichen Berichte der Betroffenen klare Problemstellungen seitenfüllend eher verhindern.

Die Autorin, Journalistin in New York, vermischt die Zitate der befragten Frauen mit pauschalen Statements von Rollentheorie und Psychoanalyse zu einem feuilletonistischen Brei. Sie hat 75 Großmütter, Mütter und Töchter befragt, und – anders als bei uns – sind in den USA die Töchter (der um die Nachkriegszeit geborenen Generation) und deren Mütter fast immer mit der Frauenbewegung in Berührung gekommen, auch wenn sie nicht berufstätig sind und eine akademische Ausbildung haben. Das interessanteste Resultat dieser Befragung ist noch, daß kaum eine befriedigende Mutter-Tochter-Beziehung ohne den großen Krach, die eindeutige Abgrenzung der Tochter gegen die Mutter oder umgekehrt möglich scheint.

„Daß ich nach New York ging, war schon an sich eine Kränkung für meine Mutter. Sie sah darin eine endgültige Zurückweisung durch mich und war entsprechend wütend. Als wir noch klein waren, sagte sie häufig, sie tue alles nur uns zuliebe und deshalb habe sie selbst ein jämmerliches Leben. Kaum hatte ich eine eigene Wohnung, beklagte sie sich am Telefon, es ginge ihr schlecht, sie hätte Ärger mit meinem Vater, usw. Das machte mich nervös.“

Als ich das letzte Mal zuhause war, machte sie eine furchtbare Szene. Ich glaubte schon, sie würde einen Herzanfall bekommen... Dann gerieten wir richtig aneinander, wir kreischten und heulten. Als das vorüber war,



hatten wir wohl eine Art Einverständnis erreicht.“ (Lydia, S. 188 f.)

Wie verarbeiten Töchter ihre Schuldgefühle, wenn sie sich – aggressiv – von ihren Müttern lösen? Von Müttern zudem, die die Befreiungsversuche der Tochter bejahen und sich an deren Befreiung anklammern wollen. Aber wie werden Mütter mit der Situation fertig, auf einmal nicht mehr gebraucht zu werden, auch in Erziehungsfragen für Enkelinnen von den eigenen Töchtern zurückgewiesen zu werden? Darüber huscht die Autorin elegant hinweg.

Auch die schwierige Frage nach der produktiven Balance von – notwendiger – mütterlicher Zuwendung und Zurückhaltung, Delegation von Verantwortung an die Tochter, gibt S.H. an die Befragten weiter.

Als Antwort pauschaler Trost für autonome Mütter, die verzweifeln, weil die eigene Tochter – ohne dafür jemals in der Mutter ein Vorbild gefunden zu haben – plötzlich beginnt, rosa Rüschen und Augenaufschlag zu probieren: „Wenn eine Mutter mit sich selbst in Einklang ist und ihrer Tochter den Eindruck vermittelt, daß sie auch mit ihr zufrieden ist, dann sind die oberflächlichen Aspekte der

Rollenidentität nicht mehr entscheidend..." (61) Die Autorin geht von einem Mutter-Tochter-Verhältnis aus, bei dem die Mutter die Fundamente für die Identität der Tochter gibt, die durch nichts und niemanden erschüttert werden können. Als gäbe es keine Medien, keine Schule, keine Freunde und Freundinnen – kein gesellschaftliches Umfeld, das die positiven Einflüsse der Mutter systematisch untergräbt.

Auch das gestörte Verhältnis der Tochter zum Mann wird bruchlos auf die symbiotische Beziehung zur Mutter zurückgeführt. Durch die Umklammerung der Mutter sei die Tochter nicht in der Lage, die gelungene (?) Autonomie des Mannes zu ertragen und „dann wird sie Männer leicht als egoistisch sehen..." (160).

Die Mutter-Tochter-Symbiose als Quelle allen Übels im Leben der Tochter, als Ursache für nicht erreichte Selbstbestimmung? In diesem Buch werden ständig Folgeerscheinungen als Ursache begriffen. Warum denn eigentlich klammern Mütter sich an ihre Töchter, suchen in ihnen die positive Verlängerung des eigenen Lebens?

Und am wichtigsten scheint mir, hinter der glatt lesbaren Oberfläche nach den Zielvorstellungen der Autorin zu fragen, denen die Propagierung von autonomen Müttern und Töchtern folgt. Da zeigt es sich dann, daß an erster Stelle der „Wettbewerbsmut" steht, den bisher die ich-schwachen Töchter in der Umklammerung der Mütter nicht entwickeln konnten. S.H. setzt „weiblich" gleich mit „leistungsunfähig" (vgl. S. 56) und folgt damit der gängigen Wertung, nach der die „weiblichen Tätigkeiten" dem privaten und damit leistungsmäßig unerheblichen (= unbezahlten) Bereich zugeordnet werden.

Daß bei der Vereinnahmung durch die Mütter Töchter in Selbständigkeit, Ich-Identität und Mut zur Aktivität gehindert werden, ist unwidersprochen. Aber hier wird eine „Befreiung" anvisiert, bei der nur die traditionelle Norm durch die „progressive" ersetzt wird. Mütter und Töchter, werdet autonom, damit ihr „Leistungsfreude" entwickelt.

Klappentext auf der Rückseite des Buches: „Wahrhaftig ein Buch der Emanzipation in ihrer eigentlichen Bedeutung!" Eine solche „Emanzipation" gereicht zur Freude aller, nur nicht unbedingt auch der der „Emanzipierten": Ausgetauscht wird von S.H. nur der normative Bezug, innerhalb dessen Frauen zu funktionieren haben.

Karin Petersen
Signe Hammer, Töchter und Mütter.
Über die Schwierigkeiten einer Beziehung. Goverts Verlag, Frankfurt
 1977. 18,- DM.

Marianne Rybarcyk
 Brucknerstr. 8
 33 Braunschweig

Betr.: Hausarbeit

An Frau Barbara Duden.

Bitte schreiben Sie mir, was ich machen kann, Möglichkeiten habe zum Überleben, um auch etwas Geld für mich zu haben. Ich habe keinen Beruf und nur beim Bauern gearbeitet und in der Fabrik, weil ich keine Berufe ausüben kann, meine Eltern sind arm, ich habe mich auch so schlecht durchgeschlagen, dann habe ich geheiratet und zwei Kinder und nun immer drauf angewiesen auf Geld von meinem Mann, da er ganz wenig verdient und ein uneheliches Kind noch vor der Ehe hatte, kann ich nur sagen, wie schwer es ist für eine Frau, die doch so erbärmlich dran ist, eigentlich wäre es doch eine Arbeit auch, was ich zu Hause alles mache und die Kinder, es ist schwer und nervt. Nach 10 Jahren Aufbau – und ewig: muß man Schmutzarbeit machen. Wenn ich trotz der Kinder mitarbeite, so 2 Std., das reicht alles nicht. Nun habe ich doch oft Angst um die Zukunft, weil wir so oft dastehen und kein Geld oft zum Monatsende mehr da war. Ich bin zum Arbeitsamt gewesen, keine Arbeit für mich, ansonsten den ganzen Tag arbeiten – aber die Kinder – dann bekomme ich auch kein Arbeitslosengeld, ich bin also ganz abhängig von meinem Mann. Ich bekomme so 1000,- DM im Monat für alles, rein alles, mit Miete, Essen, Versorgung usw. Ich bin schon zum Sozialamt gerannt, für Sozialhilfe gibts bei uns nichts. Aber ich bin da dankbar, daß es durch die Kohlebeihilfe und Bekleidungsbeihilfe etwas gibt, und das Kindergeld rettet auch jedesmal. Aber ich selber muß sagen, für alles, was man macht, ich schlepe mich ab mit Einkaufen, mache Wege und wasche und koche und putze, aber alles umsonst. Von meinem Mann kann ich keine Bezahlung verlangen, denn ich habe gerade etwas Kostgeld, obwohl mein Mann müßte mich und die Kinder unterstützen und sorgen, und wenn er nicht mehr Arbeit hat, dann gehen wir zum Sozialamt oder betteln oder was macht der Mensch, muß er so dahin leben.

Ich habe schon oft Depressionen, kein Arzt kann helfen. Was mache ich, warum bin ich so arm auf der Welt, leben soll ich. Kummer und Sorgen übertragen sich auf die Kinder. Bitte sagen Sie mir meine Lage als Frau, ich kann mich ja schämen, daß ich so erbärmlich dastehe. Kann ich nur durch ein Gericht Geld bekommen. Warum muß ich ewig so betteln, daß mein Mann Geld gibt, ich werde immer unterdrückt bleiben, weil ich so hilflos bin, irgendetwas stimmt da nicht. Wie arm

muß der Mensch noch werden, und die heutige Zeit sieht doch auch etwas anders aus. Der Staat will helfen, wenn ein Bürger arm ist usw. . . . Wenn ich jetzt nicht mehr wäre, müßten meinen Kindern Pflege, Aufsicht, Heim oder sonstwas, der Staat auch Geld oder für Helferin bezahlen, ich bin nur gut für unbezahlte Arbeit, zu Hause für herhalten, daß die Familie gut versorgt ist. Ich war eine Zeit so mit den Zähnen krank, da habe ich zuhause mich fast nicht raus getraut, die Kinder haben in der Wohnung getobt, ich habe geheult und wußte mir keinen Rat. Müssen wirklich die Leute mit so wenig Geld auskommen. Neulich sagte mein Mann, ein Mann brauche für sich 700,- DM, wenn er allein ist. Da frage ich mich, eine Frau muß also jeden Monat in der Familie 4köpfige Personen bei 1000,- DM für alles, Miete, Essen usw. zurechtkommen das ist doch nicht echt. Ich will nicht klagen, aber meine Lage finde ich fürs Leben schlecht, als Frau so dastehn müßte mir der Staat eigentlich helfen, nur weil ich verheiratet bin, muß mein Mann noch herhalten, unsere Ehe ist schon etwas angeknackst. Erstens weil mein Mann zuwenig hat, zweitens, mitarbeiten bekomme ich keine Arbeit, die Kinder sind da, und ich habe keinen Beruf, kann auch nicht, der kleinere Sohn ist 50 % behindert, an den Händen. Was wird den Männern aber auch auferlegt, die haben ja dann auch keine Lust mehr, für umsonst so zu arbeiten. Bitte schreiben Sie. Ich habe nichts, wie soll ich leben, ohne ausgehalten zu werden. Nach meiner schlechten Lage als Frau. Es wäre angebracht, Geld zu bekommen für meine Arbeit, dann würde es mir gesundheitlich besser gehen, und ich freue mich, daß ich noch was wert bin. Aber so – mein Mann kann mich kaum unterstützen, der hat wenig. Ich sage mir, gewisse Frauen haben eigentlich, wenn sie schon nicht mitarbeiten und müssen zuhause doch für herhalten, und jeder weiß, wie schwer das ist, wenn man kein Geld hat oder bekommt zu arbeiten. Oder ich sage zu meinem Mann, nun gib mir mal mein Geld zum Essen usw. Wenn die Familie arm dran ist, muß die Frau für ihre Arbeit auch Geld kriegen. Soll ich meinen Mann anklagen, um für mich Geld zu kriegen. Nein, es muß reichen für Frau und Mann. Wer reich ist, der hat ja Hausangestellte. Ich kann mich nicht wehren, ich bin ein kleiner Fisch, wie man sagt. Ich kann mich auch gar nicht auflehnen, ich werde wohl mein Leben so hinfristen.
 Viele Grüße Frau Duden, bitte schreiben Sie mir.